

Gerlinde Hä默le

**Dies schrieb im stillen Kämmerle
für Euch
Gerlinde Hä默le**



© 2024 Gerlinde Hä默尔

Idee & Umsetzung: Sabine Unferfert-Hauke

Coverdesign & Layout: Katharina Hauke

Druck und Distribution
im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH
Heinz-Beusen-Stieg 5
22926 Ahrensburg
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:
Gerlinde Hä默尔
Rhode-Island-Allee 4
76149 Karlsruhe

ISBN: 978-384-02004-8

Wie es zu dem Buch kam

Gerlinde Hä默le ist eine bekannte Persönlichkeit und Ehrenbürgerin unserer Stadt. Fünfundzwanzig Jahre war sie Berufsschullehrerin, sechzehn Jahre Karlsruher Stadträtin, sieben Jahre Bundestagsabgeordnete und elf Jahre leitete sie als Regierungspräsidentin den Regierungsbezirk Karlsruhe. Fast zwanzig Jahre ist sie nun im Ruhestand und weiterhin aktiv. Unter anderem macht sie legendäre Führungen im Badischen Landesmuseum, gestaltet Erich-Kästner-Abende mit der Combo Symbadico, organisiert politische Abende. Unzählige Ehrungen zeigen, wie sehr sie sich damals wie heute für Karlsruhe, für das Ehrenamt, für unsere Kultur und insbesondere für unsere Demokratie einsetzt.

Sie TUT etwas dafür!

Bei Recherchen über Gerlinde Hä默le findet man Schlagzeilen, Interviews oder Zeitungsartikel, die aber keineswegs ihren Lebensweg, ihr Schaffen oder gar ihre Persönlichkeit abbilden. Darauf angesprochen forderte ich sie auf, das selbst zu ändern. Ich stellte ihr viele Fragen:

Wie war es im Krieg geboren zu sein oder in den Nachkriegsjahren aufzuwachsen? Wie war es damals, sich als junge Politikerin in der Kommunalpolitik zu behaupten? Wie war es, die Wiedervereinigung selbst mitzugestalten? Was tut eine Regierungspräsidentin überhaupt? Wie ist es nun, als passionierte Demokratin im Ruhestand zu agieren und eine politisch denkende alte Dame zu sein, die würde, wenn sie könnte ...? Die sprudelnden Antworten und Geschichten wurden von ihr innerhalb eines Jahres handschriftlich in blauen Ringbüchern festgehalten. Zeitlich sortiert und lektoriert entstand nun dieses Buch, mit dem Ergebnis eines sehr persönlichen Bildes.

Erfahren Sie darin mehr von Gerlinde Hä默le, als Zeitzeugin eines Kriegs- und Nachkriegskindes und einer aktiven Mitgestalterin unserer Demokratie.

Danke Gerlinde für das Erinnern, das große Vertrauen und die Zustimmung deine Lebensgeschichten zu veröffentlichen,

Sabine Unferfert-Hauke

On top

Neben dem Lesevergnügen entstanden parallel weitere Dokumentationen der Persönlichkeit 'Gerlinde Hämmerle'. Wir begleiteten und interviewten sie an Orten, an denen sie viel Zeit ihres Lebens verbracht hat:

Sie spricht im Bürgersaal des Karlsruher Rathauses und erzählt über die Zeit als Stadträtin sowie über Begebenheiten in Bonn als Bundestagsabgeordnete.

Ein weiterer Film zeigt sie im Gerlinde-Hämmerle-Saal des Regierungspräsidiums, wo sie über die vielfältigen Tätigkeiten als Regierungspräsidentin spricht.

Im dritten Film folgt man ihr ins Badische Landesmuseum, wo sie ihre legendären Führungen macht.

Als Zugabe gibt es einen Zusammenschnitt aus alten Videoaufnahmen von 1992 und 1994. Man staune, in ihrer Zeit im Bundestag hat sie das Bundestagskabarett mitbegündet. „Die Wasserwerker“. Sie singt!

Angefügte Links am Ende der entsprechenden Buchkapitel führen zu den Aufnahmen. Und hier sind alle vier Filme zu finden:



www.youtube.com/@gerlinde-haemmerle

1940-1954

**Die ersten 14 Jahre
Wolfach**

„Glückliche“ Schwarzwälder Kindheit

Mein Leben begann im Frühsommer 1940, mitten im Zweiten Weltkrieg, in Wolfach, einem Städtchen im Schwarzwald. Es war zu dieser Zeit üblich, dass die Menschen aus den großen Städten, die sich vor Bombenangriffen fürchteten, ihre Angehörigen aufs Land schickten, um sie in Sicherheit zu haben, sofern es diese Möglichkeit gab. So kamen auch meine Eltern von Karlsruhe nach Wolfach.

Der Großvater August Hämmerle war dort Bürgermeister. Ingeborg, meine eineinhalb Jahre ältere Schwester, und ich waren fröhliche Kinder, die nichts wussten von den Sorgen der Mutter und Großmutter. Der Vater, der geliebte Papa, war im Krieg. Mehr wussten wir Kinder nicht, nur ein kleines Photo auf dem Nachttischchen der Mama zeigte ihn: Einen schönen jungen Menschen mit strahlendem Lächeln und einer fremden Kleidung, einer Uniform.

Dann merkten auch wir in unserem Schwarzwaldstädtchen, was Krieg bedeutet. Zwar hatten wir keine Bombenangriffe und Nächte im Luftschutzkeller, aber die Männer kamen nicht mehr zurück oder wenn, dann als gebrochene, zerstörte Gestalten und man hörte vermehrt den Begriff „Kriegerwitwe“. Unser Papa blieb bis 1950 verschwunden, als endlich die ersten Lebenszeichen aus der russischen Kriegsgefangenschaft kamen. Aber er kam erst vier Jahre später zurück, zehn Jahre nachdem ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, 1954, als kranker Mann aus Sibirien. Bis dahin hatten wir nur das kleine Foto, das ihn jung, glücklich und fröhlich zeigte.

Ich hatte keine glückliche Kindheit, wenn man darunter die Idylle der Schwarzwaldlandschaft versteht. Wolfach ist eine wunderhübsche kleine Stadt mit allen Voraussetzungen dazu, aber es war nicht so. Das Hauptgefühl, das meine Kindheit bestimmte, war Angst - Angst, der Vater könnte nicht aus Russland zurückkommen und wir würden arm bleiben, denn das waren wir. Meine über alles geliebte Mama bekam keinerlei Unterstützung bis ins Jahr 1950, als endlich die ersten Lebenszeichen kamen. Bis dahin war mein Vater nicht tot, aber auch nicht lebendig, also gab es nichts. Sie arbeitete auf den Bauernhöfen, nähte, stopfte, flickte und bekam dafür Essen und vielleicht ein wenig Geld, aber das weiß ich nicht. Wenn die Bauern großzügig waren, durfte sie uns Mädchen nachmittags oder in den Ferien mitbringen, dann hatte ich keine Angst. Ich war ja dabei und ich konnte auch fröhlich mit den Bauernkindern spielen oder Kühe hüten oder im Stall helfen.

Wenn wir aber nicht dabei waren und sie war allein mit dem Fahrrad unterwegs auf diesen abgelegenen Höfen und den verlassenen Tälern, Besatzungssoldaten unterwegs, von denen man nur schreckliche Dinge hörte, da bin ich jedes Mal, bis sie am Abend daheim war, vor Angst gestorben. Meine Schwester und ich saßen dann in tiefster Finsternis am Fenster und warteten, ob ein einsames Fahrradlicht sich unserem Haus näherte. Wenn sie es war und sie war endlich zu Hause und es war ihr nichts passiert, habe ich fürchterlich geweint und musste zur Oma ins Bett genommen werden, damit ich überhaupt schlafen konnte.

Ich habe schon als Kind unter Schlaflosigkeit gelitten, was meine Oma, die eine strenggläubige evangelische Christin

aus Marbach am Neckar war, dadurch zu bekämpfen suchte, dass sie mich im Mai jeden Abend in die katholische Maian-dacht schickte und im Oktober in die Rosenkranzandacht. Sie war der festen Überzeugung, dass das Gemurmel und das Halbdunkel in der Katholischen Kirche mich einschläfern würden. Ich schlafe bis heute schlecht und wenn, dann nur mit Licht. Mit meinen 84 Jahre ist mir diese Störung geblieben.

Die Angst um den Verlust der Eltern beherrschte mich voll und ganz, aber ich hatte nie den Mut mit meiner Mutter darüber zu reden.

„Uneheliche“ Kinder

In Wolfach war man überwiegend katholisch, was auch auf die Hämmerles zutraf, nicht aber auf die Familie meiner Mutter. Sie waren zugezogene evangelische Schwaben aus Marbach am Neckar.

Mein Großvater mütterlicherseits hieß Eugen Rohm, war Möbelschreiner und hatte eine kleine Büromöbelfabrik. Noch heute ziert mein Schlafzimmer ein über 100 Jahre alter Kleiderschrank mit tiefen Fächern und schwungvollem Spiegel. Der Großvater hat ihn für sein eheliches Schlafzimmer selbst gemacht. Er ist so stabil, dass er alle meine Umzüge mitgemacht und überstanden hat. Ich erinnere mich noch an das Gelände der Schreinerei, wo große Holzstapel lagerten, die den Geruch nach frisch gesägtem Holz verströmten. Wenn ich heute irgendwo diesem Geruch begegne, leben sämtliche Erinnerungen auf, klar und ohne Störungen. Was ist das menschliche Gehirn doch für ein unergründliches Organ!

Zurück zur Religion: Die Rohms, die Familie meiner Mutter, waren als Württemberger natürlich evangelisch, wir aber lebten nun bei den katholischen Fürstenbergern. Mein Vater, obwohl der älteste Sohn des Bürgermeisters, der dem Zentrum angehörte, war schon früh aus der katholischen Kirche ausgetreten, was meine Mutter dann auch tat. Aus diesem Grund waren meine Schwester und ich nicht getauft.

Eines Tages kam der katholische Stadtpfarrer von Wolfach zu meiner Mutter zu einem Gespräch, Gottlieb Huber, ein allseits hochgeachteter Mann, eigentlich von Beruf Bierbrauer bei der Fürstenberg Brauerei in Donaueschingen. Aber durch

den Ersten Weltkrieg und die schrecklichen Ereignisse geprägt, wurde er dann katholischer Priester. Also dieser Gottlieb Huber kam zu meiner Mutter und kurze Zeit nach dem Besuch wurden meine Schwester und ich getauft, woran ich mich noch lebhaft erinnere. Das war für uns Mädchen nichts Außergewöhnliches, denn wir waren von klein auf in die katholische Kirche geschickt worden, ebenso in den katholischen Kindergarten zur wunderbaren Schwester Scholastika und in den katholischen Religionsunterricht. Kurz nach der Taufe kam dann auch die Erstkommunion und die Firmung.

Was war geschehen?

Erst viel später habe ich dies erfahren: Pfarrer Huber verdeutlichte meiner Mutter, offensichtlich mit Erfolg, dass ihre Mädchen in Wolfach keine Zukunft haben werden, wenn ihr Mann nicht mehr aus dem Krieg zurückkäme und die Kinder nicht mal getauft seien - natürlich katholisch.

So gab es einen Familienrat, der aus der Verwandtschaft meiner Mutter bestand, ein Rat aus evangelischen Frauen, denn die Männer waren noch in Kriegsgefangenschaft. Sie haben sich zusammengesetzt und beraten und kamen dann zu dem Ergebnis: Jawohl, man muss den beiden Kindern alle Wege ebnen und offen halten und jetzt werden sie halt katholisch. Und so kam es, dass ich mit neun und meine Schwester mit zehneinhalb katholisch getauft wurden.

Meine Taufe habe ich, wie gesagt, in lebhafter Erinnerung: Wir standen vor dem Altar mit Pfarrer Huber und den Messdienern. Wir hatten die gleichen blauen Kleidchen an, mit roten Biesen und bezogenen Stoffknöpfen, und das Taufwas-

ser lief uns über das Gesicht. So waren wir also nun getaufte katholische Kinder.

Diese Tatsache nutzte uns aber bei dem katholischen Religionslehrer am Gymnasium in Hausach nichts, denn jedes Mal vor dem Religionsunterricht forderte er, indem er auf uns deutete: „Die Unehelichen in die letzte Bank!“ Warum?

Meine Eltern waren nicht kirchlich verheiratet und so waren wir für ihn *unehelich*. Eine tiefe Kränkung für ein kleines Mädchen in der damaligen Zeit!

Diese Kränkung sollte später aber von uns genommen werden, wovon ich an anderer Stelle erzähle.

Wir zwei waren also nun katholisch und alle anderen der Familie evangelisch oder gar nichts. Weil meine Familie aber wusste, dass wir mit Argusaugen beobachtet wurden, achten sie streng darauf, dass wir auch als katholisch sichtbar waren. Das hieß, jeden Sonntag in die Kirche und alle vier Wochen samstags zur Beichte.

Im Hochamt, also der Messe an den Sonntagen, die um zehn Uhr begann, wurde mir immer schlecht, weil ich keinen Weihrauch riechen kann. Ich wurde ohnmächtig. Das geht mir bis heute so. Meine Schwester beklagte sich Zuhause, wollte nicht mehr mit mir in die Kirche gehen, weil sie sich schämte. Da beschloss meine Mutter: „In Ordnung, dann geht ihr in die Singmesse, die ist ohne Weihrauch.“ Der Haken war nur, dass die Singmesse in der Herrgottsfrühe anfing, nämlich sonntags um 7 Uhr.

Aber der sonntägliche Kirchgang war es nicht allein. Unser Stadtpfarrer hatte die Angewohnheit seine Schäfchen zu belohnen, wenn sie im Mai jeden Abend in der Maiandacht

waren. Sie durften dann bei der Fronleichnamsprozession teilnehmen, die bis heute ein herrlich buntes Spektakel in Wolfach ist, mit Blasmusik und Blumenteppichen vor jedem der vier Altäre. Wenn die wertvoll verzierte Monstranz an diesen Altären hochgehoben wurde, um dem gläubigen Volk den Leib des Herrn zu zeigen, dann ertönten von einer Bergkuppe, die das Lieblingsziel der Sonntagsspaziergänger war, dem „Stuckhäusle“, vier Böllerschüsse.

In dieser Prozession, die durch das festlich geshmückte Städtchen führte, durften nur die Kinder etwas Heiliges tragen, die jeden Abend in der Maiandacht waren, ein Fähnchen oder so wie ich einmal ein goldenes Lamm, das Gotteslamm auf einem roten Samtkissen. Ich kam mir dabei selbst schon vor wie eine Heilige. Mein Heiligenschein war gerade am Entstehen und dann passierte es: Der Gummizug meiner Schiesser Unterhose riss und dieselbe arbeitete sich langsam aber sicher Richtung Kniekehlen. Meine Oma, die neben der Prozession hergegangen war, um auf ihr heiliges Kind aufzupassen, zerrte mich mit einem schnellen Griff aus der Prozession heraus, als diese kurz zum Stillstand kam, zog mir die Unterhose mit einem Ratsch aus und das heilige Kind beendete samt Gotteslamm die Prozession ohne Unterhose.

Alle vier Wochen ging es samstags um 15 Uhr zur Beichte. Es war immer ein großes Problem für uns Kinder, was wir eigentlich beichten sollten, denn Sünden hatten wir ja keine. Es gibt zur Hilfe beim Beichten den sogenannten Beichtspiegel, in dem allerhand Sünden aufgeführt sind, z.B. Ungehorsam oder Widerworte gegen die Eltern oder Unmäßigkeit im Essen und Trinken oder Unkeuschheit. Alles mehr oder weni-

ger Blödsinn für ein Kind. Aber wir nahmen das sehr ernst und beschlossen, alles was in diesem Beichtspiegel geschrieben stand zu beichten und am besten jede Sünde in der Woche zweimal. Meine Schwester fand, dass zweimal genug sei. So machten wir das jedes Mal.

Unser Stadtpfarrer saß immer mit einem großen weißen Taschentuch vor dem Gesicht im Beichtstuhl. Heute vermute ich, dass er schlief, was hätte er auch sonst tun sollen. Wenn jemand den Beichtstuhl betrat, ließ er sein Tuch leicht fallen, um zu sehen, wer da ist. Dann ging das Gemurmel los und er schlief ein.

Zum x-ten Mal beichtete ich eines samstags das Gleiche und als ich angekommen war bei „Ich bin unkeusch gewesen, in der Woche zweimal“, ließ er das Taschenbuch fallen und fragte mich: „Allein oder mit andern?“ Ich war völlig irritiert und antwortete wahrheitsgemäß: „Das weiß ich nicht, Herr Stadtpfarrer.“ Darauf er: „Lindkind“, so nannte er mich immer in Abwandlung meines Vornamens, „wenn du das nicht weißt, brauchst du es nie mehr zu beichten.“ Dann gab es den immer gleichen Spruch: „Ego te absolvo, und bete zur Buße drei Vaterunser und drei Gegrüßest seist du Maria.“ Man sprang leicht und aller Sünden ledig aus dem Beichtstuhl und aus der Kirche.

Nach der Beichte durften wir vom „Jehle-Beck“ Schnecken nudeln holen und die gab es dann mit Kakao. So fand der Beichttag für uns ein fröhliches Ende.

Nachkriegskindheit

In der Nachkriegszeit, als die Lebensmittel mehr als knapp waren, strömten die Frauen, oft mit ihren Kindern, aus den großen Städten hinaus aufs Land, um bei den Bauern Wertgegenstände gegen Lebensmittel einzutauschen. Ganze Silberbestecke oder Porzellanservice der besten Marken oder wertvolle Teppiche fanden so ihren Weg auf die Bauernhöfe. Manchmal erhielt man nur ein paar Kartoffeln dafür oder Eier, im besten Fall ein bisschen Milch. Man nannte diesen Vorgang „Hamstern“. Aus den Großstädten wie Berlin, Köln oder Frankfurt fuhren ganze Sonderzüge zu diesem Zweck aufs Land.

Wir wohnten zwar in einer kleinen Stadt, hatten aber ebenfalls nichts zu essen. Also machte sich auch unsere Mutter mit uns Schwestern auf zu den Bauernhöfen der Umgebung. Das war nicht so weit, man brauchte keinen Zug, man konnte meistens zu Fuß gehen, was aber auch mehrere Stunden dauerte und manchmal nahmen wir einen Leiterwagen mit.

Es war erbärmlich, die Mama bettelte an den Türen der Bauern. Manche waren höflich und bedauerten, dass sie nichts geben konnten, aber manche ließen auch den Hofhund von der Kette. Diese Hunde waren scharf und gefährlich, denn es war ja ihre Aufgabe, die oft abgelegenen Höfe zu bewachen. Ich erinnere mich nicht daran, dass wir viel bekommen hätten. Der Leiterwagen blieb fast immer leer und wir Kinder saßen dann auf dem Heimweg völlig erschöpft darin und mussten zuschauen, wie die Mama weinte. Mehr als ein paar Eier oder eine Handvoll Kartoffeln hatten wir nach meiner

Erinnerung nie. Es herrschte immer eine traurige und gedrückte Stimmung.

Heute als erwachsener alter Mensch mit Lebenserfahrung würde ich diesen Zustand als demütigend bezeichnen. Meine Mutter konnte es nach kurzer Zeit nicht mehr ertragen und stellte das Hamstern ein.

Wirklich Hunger gelitten haben wir Kinder nicht, mit irgend etwas wurden wir immer satt, aber dass ein Stückchen Butter Luxus war, habe ich heute noch in Erinnerung. Wir hatten natürlich auch keine Kuh oder Ziege, Milch war also auch immer Mangelware. Glücklicherweise hatten wir aber einen Garten, sodass es von dort im Sommer und Herbst immer etwas zu ernten gab. Die wenigen Kartoffeln, Gelberüben und Sellerie bedeckte man für den Winter mit Sand, in dem die Lebensmittel sich gehalten haben.

Glücklicherweise gab es im Sommer und Herbst auch Beeren und Pilze. Heidelbeeren zu pflücken war sehr mühsam, aber dafür haben sie gut geschmeckt - winzig klein und dunkelblau und mit einem wunderbaren Aroma. Wenn man mit blauen Lippen und einer blauen Zunge nach Hause kam, hat die Oma natürlich gemerkt, dass das meiste in unseren Bäuchlein gelandet war, anstatt in der Blechmilchkanne, die man zu diesem Zweck mitgenommen hatte. Pilze musste man kennen, aber wir Schwestern waren darin nicht gut.

Kinder konnten sich ein paar Groschen verdienen, in dem sie in Einmachgläsern Kartoffelkäfer auf den Feldern sammelten, die man dann beim Besatzungsbüro abgab und wenige Pfennige dafür bekam. Das war eine mühsame und eklige Arbeit, weil die Kartoffelkäfer furchterlich stinken. Man hat diesen Geruch tagelang nicht von den Händen bekommen.

Noch mühseliger war das Sammeln von Bucheckern, „Buchele“ genannt. Diese winzig kleinen Samen der Buchen musste man zwischen dem Laub suchen. Ein Spankorb voll ergab einen halben Liter Öl, den man sich dann in der Ölmühle abholen konnte.

Kaugummi und andere fremdartige Dinge lernten nur die Kinder in der amerikanischen Besatzungszone kennen, die Franzosen hatten das nicht. Erst als die Franzosen uns Kinder ab und an in eine Gaststätte, den „Zähringer Hof“, mitnahmen, wo es Bratkartoffeln und Spiegeleier gab, bekamen wir manchmal ein bisschen Schokolade.

Meine Gedanken schweifen ab:

Wenn ich heute Salzbrezeln und Apfelsaftschorle zu mir nehme, egal wo auf dieser Welt und seltsamerweise auch einmal in einem verrosteten russischen Militärhubschrauber, dann denke ich an Wolfach, das kleine Schwarzwaldstädtchen, in dem ich aufgewachsen bin. Die Erinnerung ist so stark, dass sie alles andere verdrängt. Warum?

In den Wirtschaften, die es damals landauf landab gab, standen Bierkrüge oder Biergläser auf den Tischen, in denen Salzstangen waren, auch Bierstangen genannt oder aber Salzbrezeln. Wenn wir Kinder in ein Gasthaus mitdurften, dann war es meistens an der *Fasnet*, einer Tradition im Alemannischen. Die *Fasnet* heißt Fastnacht, hat aber mit Karneval nichts zu tun. In der Fastnachtszeit gab es sonntagnachmittags das sogenannte Schnurren. Dabei zogen Gruppen von Lokal zu Lokal und nahmen irgendwelche Begebenheiten des vergangenen Jahres auf die Schippe, ein ebenso harmloses wie fröhliches Vergnügen. Wir Kinder durften dabei sein und